Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 83 (1979)
Heft: 10

Artikel: Schule und Museum : Museumspädagogik - Probleme und Lösungen
Autor: Werder, Margrit / Klein, Heijo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-317908

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schule und Museum

MUSEUMSPÄDAGOGIK — PROBLEME UND LÖSUNGEN

Museumspädagogik ist ein Begriff, der noch vor wenigen Jahren unbekannt war; heute gehört die Museumspädagogik zu den vordringlichsten Aufgaben der Museen. Den Sinn und die Aufgabe der Museumspädagogik hat die Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1969 zutreffend formuliert: *«Die Museen ergänzen und begleiten die pädagogischen Bemühungen fast aller Bildungseinrichtungen durch unmittelbare Anschauung und schaffen durch Begegnung mit den Zeugnissen der Kultur- und Kunstgeschichte, der Technik, der Natur- und Heimatkunde Orientierungsgrundlagen und Massstäbe. In der Bewahrung von Erbe und Tradition, nicht zuletzt aber auch in der Vermittlung gegenwarts- und zukunftsbezogener Aspekte schärfen die Museen unser Verständnis für die Welt und Umwelt; sie bereichern und vertiefen so das Wissen um unsere eigene Existenz.»*

Die Museen hatten seit jeher die Funktion von Bildungsstätten, doch waren sie zunächst nur einer schmalen sozialen Schicht vorbehalten; der breiten Öffentlichkeit blieben diese Musentempel und Raritätenkabinette weitgehend fremd und unnahbar. Das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts achtete wohl darauf, dass die Jugend die im Museum verwahrten Kunst- und Kulturgüter zur Heranbildung des guten Geschmacks kennen lernte, aber die muffig-kalte Atmosphäre in den überfüllten Räumen damaliger Museen entsprach kaum den Bedürfnissen eines Kindergemüts. In unserm Jahrhundert hat sich in dieser Hinsicht vieles gebessert; so sind Museumsbesuche mit Schulklassen seit langem zur Selbstverständlichkeit geworden. Leider aber kommt es immer noch viel zu häufig vor, dass Lehrer — mit Vorliebe in der letzten Woche vor den Ferien — ihre Klassen, ohne selbst vorbereitet zu sein, in einer kurzen Stunde durch die ganze Ausstellung treiben, wobei Ermahnung zu Ruhe und Nichtberühren oft der einzige Kommentar bleibt, oder die Erklärungen zu banalen Pauschalisierungen und nicht selten zu falschen Behauptungen geraten. Was beim Kind in solchen Fällen hängen bleibt, sind dann bestenfalls einige Kuriositäten, die in keinem verständlichen Zusammenhang mehr stehen.

Die Schuld für solche verfehlte Museumspädagogik liegt nicht zuletzt bei den Museen selbst, und erst in jüngerer Zeit hat man hier angefangen umzulernen. Wir haben es dem veränderten ästhetischen Empfinden ebenso wie den neuen pädagogisch-didaktischen Erkenntnissen zu verdanken, dass die Museen heute dem Grundsatz *«weniger ist mehr»* folgend, ihre Ausstellungen gelockert haben. Das Weniger an Objekten wird durch ein Mehr an Information (Objektauswahl nach logischen Prinzipien, ergänzendes Bildmaterial, Begleittexte,

Tonbildschauen etc.) ersetzt. Dank der Zusammenarbeit von Museologen und Pädagogen sind im Laufe der letzten zehn Jahre enorme Fortschritte erzielt worden.

Im Bereich der Museumspädagogik lassen sich zwei Arbeitsbereiche unterscheiden:

1. das Museum als Freizeitraum
2. das Museum als Aussenstation des Schulzimmers.

Für das erste Anliegen werden von seiten der Museen grosse Anstrengungen unternommen, und die verschiedenen Modelle zeugen vom Ideenreichtum der Museumsfachleute und Pädagogen. Hier seien nur einige Beispiele erwähnt:

— Mancherorts werden Ferienpässe für Kinder ausgegeben, in denen unter andern Möglichkeiten Museumsbesuche mit Sonderführungen oder Suchspielen vorgesehen sind (Ferien für Daheimgebliebene).

— Verschiedene Museen organisieren Spielnachmittage für Kinder verschiedenster Altersstufen, zum Beispiel malen im Kunstmuseum, basteln und handwerkern nach alten Vorlagen, backen mit alten Modeln.

— Das Schweizerische Landesmuseum veranstaltet Märchenführungen durch das «Schloss».

— Das Historische Museum Schloss Lenzburg führt seit vier Jahren mit grossem Erfolg eine Spielwoche auf der Lenzburg durch, wobei das jeweilige Thema durch die Umgebung (Burg) mitbestimmt wird.

Im Vordergrund all dieser Aktionen steht das Spielerische: das Lernziel wird gleichsam ins Spiel eingepackt. Gewiss liessen sich derartige Spielprogramme auch in den Schulunterricht einbauen. Überhaupt sind die Grenzen zwischen Spiel und Unterrichtsstoff fliessend. So führt beispielsweise das Schweizerische Landesmuseum seit 1973 alljährlich ein Jugendlager durch, an welchem jeweils zahlreiche Schulklassen aus der ganzen Schweiz während zwei Tagen verschiedene Handwerkstechniken kennenlernen. Oder das Antikenmuseum Basel unterhält ein Werkstudio, wo Besuchergruppen (nicht nur Kinder), Schulklassen und Einzelpersonen drei in der Antike angewandte Techniken (Keramik, Metallbearbeitung, Bildhauerei) kennenlernen und nachvollziehen können.

Über derartige Angebote der Museen hinaus sollen aber Museumsbesuche in den ordentlichen Lehrplan der verschiedenen Unterrichtsfächer eingebaut werden können. Ein Museumsbesuch mit Schulklassen wird erst fruchtbar, wenn der Schüler auf das Museum vorbereitet ist, wenn er selbständig und zielgerichtet arbeitet, sich eine Beziehung zu den Objekten schafft und wenn er Gelegenheit bekommt, das Gesehene weiter zu verarbeiten. Der Museumsbesuch sollte integrierender Bestandteil eines Unterrichtsthemas sein. Äusserst wichtig ist, dass der Schüler im Museum aktiviert wird. Ein-

seitiger Frontalunterricht (der Lehrer bzw. Konservator erklärt, die Schüler hören zu — oder auch nicht) führt zu keinem Ziel. Der Schüler müsste so gut vorbereitet sein und informiert werden, dass er sich allein oder in der Gruppe im Museum zurecht findet, und er soll mit ganz konkreten Aufgaben beschäftigt werden. Der Lehrer wird dadurch freigestellt, um auf Fragen und Probleme der Schüler einzugehen. Bewährtes und beliebtes Hilfsmittel für derartige Museumslektionen sind Arbeitsblätter, auf denen Fragen formuliert und Aufgaben gestellt sind, die der Schüler direkt auf dem Blatt beantwortet und löst. Ob solche Arbeitsblätter den Schüler zu eigenem Denken und selbständigem Handeln anspornen oder ob sie zu trockenen Fragebogen mit «Zutreffendes ankreuzen» degradiert werden, ist allerdings entscheidend für Sinn oder Unsinn dieser Methode.

Notgedrungen nehmen sich die museumspädagogischen Modelle im schulischen Bereich recht nüchtern aus neben den kreativen Spielaktionen. Das Spielerische kann aber auch im Unterrichtsmodell zum Ausdruck kommen; je mehr Spiel in die Aufgaben eingebaut ist, desto erfolgreicher lernt der Schüler, weil das Lernen zum Erlebnis und zur Freude wird.

Es gibt bereits eine ganze Reihe von Museen, welche in Zusammenarbeit mit Pädagogen oder mit eigenem pädagogisch geschultem Personal Unterrichtsmodelle und Arbeitsblätter ausgearbeitet haben. Es sei hier nur an zwei Ausstellungen erinnert, für die Unterrichts- und Arbeitsmaterialien zur Verfügung standen: «*So lebten die Alten Ägypter*» im Völkerkundemuseum Basel (1976/77) und «*Vom Berner Bär zum Schweizerkreuz*» im Bernischen Historischen Museum (1978/1979). Beide Ausstellungen stellten eine Art museumspädagogischer Modellfälle dar.

Noch fehlen bei uns öffentliche Stellen, wie sie im Ausland gelegentlich anzutreffen sind. Das Museumspädagogische Zentrum in München beispielsweise, gleichsam eine Vermittlerstelle zwischen Museen und Schulen, arbeitet laufend ganze Unterrichtseinheiten aus, bestehend aus Lehrerblättern (für die Vorbereitung), Objektblättern (mit Informationen für den Schüler) und Schülerblättern (Arbeitsblätter für den Schüler). Die im Verlag Diesterweg, Frankfurt a. M., erscheinende Zeitschrift «Schule und Museum» zeigt deutlich, mit welcher Gründlichkeit in unserm nördlichen Nachbarland an museumspädagogischen Problemen und Unterrichtsmodellen gearbeitet wird.

Auf dem Sektor Museumspädagogik wird aber auch in der Schweiz eifrig gearbeitet. Einzelne Museen verfügen über pädagogisch geschultes Personal, das sich — meist im Rahmen eines beschränkten Kredites — museumspädagogischen Aufgaben widmet. Der Verband der Museen der Schweiz VMS führte 1976 ein Kolloquium zu diesem Problem durch, und die Schweizerische Nationale *Unesco-Kommission* veranstaltete kürzlich ein zweitägiges Seminar mit dem Thema «*Kinder im Museum — neue Versuche*». Auch unter den Lehrerfort-

bildungskursen sind immer wieder museumsspezifische Themen angeboten. Sehr wichtig sind Arbeiten der Seminaristen im Museum; wird nämlich der angehende Lehrer schon während seiner Ausbildung mit dem Lehrmittel «Museum» vertraut gemacht, so fällt ihm die museumspädagogische Arbeit in der Praxis dann umso leichter.

Es mangelt gewiss nicht an Ideen, guten Projekten und grossen Bemühungen. Was uns — Museumsfachleute und Pädagogen — hemmt, sind die finanziellen und damit personellen Mittel. Es dürfte noch einige Zeit dauern, bis die Politiker sich entschliessen können, öffentliche Stellen für Museumspädagogik einzurichten. Den meisten Museen fehlen auch geeignete Räume, in denen Kinder und Schulklassen ungehindert wirken und werken können. So bleibt es vorderhand dem guten Willen und der beschränkten Kraft von Museologen und Pädagogen vorbehalten, hier weiter zu arbeiten und neue Wege und Mittel für die Zukunft zu suchen.

Dr. Margrit Werder,
wissenschaftliche Assistentin am
Rätischen Museum in Chur

. . . Das ideale Kindermuseum würde von den Wünschen und Bedürfnissen der Kinder ausgehen. Sofern es nicht blosser Aktionsraum wäre — wie Kindergarten, Offene Tür etc. —, sondern sich als Museum versteht, stellt sich die zwangsläufige Frage nach einer Sammlung. Sie hätte davon auszugehen, was Kinder interessiert und was sie sammeln, und sie hätte jenen Zwischenbereich zur Aufgabe, der zwischen den Sammlungen der Kinder und den Sammlungen der Museen der Erwachsenen läge. Eine solche Sammlung müßte sich an Zielvorstellungen orientieren — etwa in dem Sinne, Funktionen und Formen der Umwelt, des gesellschaftlichen Lebens, der Technik, Wissenschaft, Kunst u. a. zu erklären, das Kind an ihnen teilhaben lassen. Sammelgebiete könnten die Kleidung (Nachstücke) die Wohnung, das Auto, das Medium «Bild» im weitesten Sinne sein. Eine Aufgabe des Kindermuseums wäre, ein möglichst breites Spektrum zu eröffnen, nicht aber verengend, sich etwa auf ein kindgemäßes Kunstmuseum zu spezialisieren.

Besondere Bedeutung gewinnt im Kindermuseum die Präsentation, die dem Interesse des Kindes entsprechen soll. Hier könnte von Art und Aufstellung, wie Kinder sie vornehmen, «gelernt werden». Kinder besitzen eine eigene — innere Systematik, die anders ist als die der Erwachsenen. Nach ihrer Systematik richten die Kinder ihr Museum selbst ein. Erst danach kommen die «kindgerechten» Präsentationsformen: Modelle, die begehbar, bzw. durchkriechbar sind, die mit mehreren Sinnen erfasst werden. «Inszenierte Wirklichkeit» — etwa ein Fernsehstudio, ein Verkaufsladen, Büro, Werkstatt, Laboratorium u. a. — vermag, wenn sie benutzbar ist — in verschiedene Bereiche des Lebens einzuführen. Durch praktisches Tun lernt das Kind Funktionen, Prozesse und Ergebnisse begreifen. (learning by doing). Die unmittelbare Teilhabe an einem Geschehen, das Erlebnis einer Tätigkeit oder die gesammelte Erfahrung bildet einen weiteren Grundsatz . . .

Heijo Klein im Unesco- Dienst